

Klaus Günther

Glückliche Lernprozesse wider Willen



Geboren 1957 in Berlin, Studium der Philosophie und der Rechtswissenschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main 1975-1983; nach der Ersten Juristischen Staatsprüfung bis 1986 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kriminalwissenschaften bei Klaus Lüderssen; von 1986 bis 1990 wissenschaftlicher Mitarbeiter in einem von der DFG im Rahmen des Leibniz-Programms geförderten rechtstheoretischen Forschungsprojekts bei Jürgen Habermas am Fachbereich Philosophie in Frankfurt; dazwischen ein kürzerer USA-Aufenthalt und im Jahre 1987 Promotion zum Dr. jur. Seit 1990 wissenschaftlicher Assistent am Institut für Kriminalwissenschaften. Lehraufträge für Philosophie an der Universität Marburg und für Rechtsphilosophie und Strafrecht in Frankfurt. Zur Zeit Vertretung einer Professur für Strafrecht und Rechtsphilosophie in Frankfurt. Ausgewählte Veröffentlichungen: *Der Sinn für Angemessenheit*, Frankfurt am Main 1988 (engl. Übers. *The Sense of Appropriateness*, SUNY-Press, Albany N.Y. 1993); sowie eine Vielzahl von Aufsätzen zur Rechtsphilosophie und zum Strafrecht, u.a. im *Rechtshistorischen Journal*, in der *Kritischen Justiz* und im *Strafverteidiger*. — Adresse: Johann Wolfgang Goethe-Universität, Fachbereich Rechtswissenschaft, Senckenberganlage 31, D-60325 Frankfurt/M.

Eigentlich wollte ich meine Habilitationsschrift fertigstellen und gleich danach ein neues Projekt beginnen. So hatte ich mir das vorgestellt, als ich nach Berlin reiste. Der Blick auf die Liste meiner Ko-Fellows bestärkte mich in dem Glauben, meine Pläne ohne Ablenkungen verwirklichen zu können. In Diskussionen über meine wissenschaftlichen Leidenschaften verstrickt zu werden, brauchte ich nicht zu befürchten. Daß die Islamwissenschaften mich über eine bildungsbürgerlich freundliche Kenntnisnahme hinaus stärker reizen könnten, mochte ich nicht glauben. Was Biologen und andere Naturwissenschaftlerinnen tun, mochte interessant sein, aber von dem wenigen, was ich verstehen würde, würde kein stärkeres Interesse geweckt worden sein als von den

Mitteilungen über Natur und Wissenschaft in der Tageszeitung. Außerdem hatte ich als eingefleischter Geisteswissenschaftler klare Vorstellungen von der unüberbrückbaren Differenz zwischen Natur- und Geisteswissenschaften. Im Zweifel würden eher noch die Geisteswissenschaftler die Naturwissenschaftler darüber aufklären, was sie eigentlich tun. Ich war nicht der Meinung, daß ich diese Überzeugungen in meinem Leben irgendwann vielleicht noch einmal revidieren müßte. Schließlich der Ort, an dem ich mich aufhalten würde — Berlin — hatte mich bisher wenig fasziniert. Vielleicht würde ich ein paar nette Menschen kennenlernen, ansonsten nur die lang ersehnte Ruhe und Einsamkeit für die eigene Arbeit.

Am Ende meiner Zeit am Wissenschaftskolleg fand ich mich in einer Ausstellung zur islamischen Kunst und Kultur wieder, sah mich in einer Diskussionsgruppe mit Biologen Thesenpapiere schreiben, freute mich auf Vorträge und Gespräche in einer Literatur-Arbeitsgruppe, nahm an Architektur-Exkursionen nach Marzahn und zur Baustelle am Potsdamer Platz teil. Freilich war auch die Habilitationsschrift noch nicht ganz fertig, aber sie hatte durch eine überraschende Einsicht eine Wende genommen, die mich zum ersten Mal mit meiner Argumentation zufrieden machte. Der Abschied von Berlin fiel mir schwer.

Wie es zu diesen glücklichen Lernprozessen wider Willen kommen konnte, läßt sich nicht leicht erklären. Schnell — und mit großer Dankbarkeit — sind die wunderbaren Bedingungen erwähnt, unter denen ich am Wissenschaftskolleg gelebt und gearbeitet habe. Wie die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Kollegs es schaffen, dem neuen Fellow das Gefühl zu geben, sie freuten sich darüber, daß er da sei, bleibt ein letztlich (und glücklicherweise) nicht durchschaubares Geheimnis. Hinzu kam etwas, was wohl kaum vorhersehbar und steuerbar ist: Ein egalitäres und offenes Binnenklima unter den Fellows, in welchem das wechselseitige Interesse an den Arbeiten, Gedanken, Projekten des oder der anderen gedeihen konnte. Ohne anstrengende Meta-Kommunikation, in der ich auf Eitelkeiten, informelle Hierarchien oder Selbstdarstellungsprobleme anderer hätte Rücksicht nehmen müssen, konnte ich einfach drauflos fragen — und mich selbst fragen lassen.

So wurde ich unbemerkt, vom Frühstück über das Mittagessen bis zur Abendeinladung in Gespräche hineingezogen, in Themen verwickelt, mit Fragen konfrontiert, von denen ich manche nicht gleich beantworten konnte oder deren Beantwortung mich nachträglich zweifeln ließ. Mit Holk Cruse, Helge Ritter, Klaus Reinhold und Kurt Spillmann geriet ich immer wieder in Gespräche über Probleme der biologischen Erklärung menschlichen Verhaltens, fühlte mich von Thesen provoziert wie derjenigen, Kriege könnten zu 95% biologisch „erklärt“ werden. So

war es dann eigentlich ganz natürlich, zu den Treffen der Biologen-Arbeitsgruppe zu gehen, als dort über das Verhältnis zu den Geisteswissenschaften gesprochen wurde. Das war vielleicht der umfangreichste Lernprozeß: Von anfänglicher Entrüstung und eher spöttischer Verachtung zu neuen Einsichten. Nebenbei klärten sich dabei auch meine eigenen Gedanken über Freiheit und Determination menschlichen Verhaltens, mit denen ich mich bei meiner Arbeit an der Habilitationsschrift herumgeschlagen hatte, ohne je damit zufrieden zu sein. Nach den Diskussionen in der Biologen-Arbeitsgruppe verstand ich plötzlich zum ersten Mal die bisher nur angelesenen Argumente der „Deterministen“, der Gegner der „Willensfreiheit“, besser als bisher. Daß die Intensität der Diskussionen so zunahm, daß wir am Ende gemeinsam Modelle entwarfen, um das Verhältnis von geisteswissenschaftlichem Verstehen und biologischem Erklären anschaulich zu machen, hatte ich nicht erwartet.

Indes beunruhigte mich am Anfang der immer noch unfertige Zustand meiner Habilitationsschrift über „Schuld und kommunikative Freiheit“ sehr. Einige Kapitel waren noch ausgiebig zu überarbeiten; ein geplantes über sozialpsychologische und soziologische Theorien der Zuschreibung von Verantwortung steckte erst in den Anfängen. Ich wollte mich mit diesen Theorien auseinandersetzen, die alle in verschiedener Weise behaupten, „Verantwortung“ sei nicht etwas, was gleichsam in der handelnden Person selbst anzutreffen sei, sondern sie werde von der Gesellschaft zugeschrieben, stecke gleichsam in den Köpfen der Menschen, die andere verantwortlich machen. Für den strafrechtlichen Schuldbegriff verändert sich damit die Begründung der Zurechnung; sie orientiert sich nicht mehr am einzelnen, schuldigen Menschen und seiner verwerflichen Handlung, sondern an den Bedürfnissen und Interessen der anderen. Für die Zuschreibung von Verantwortung lassen sich dann verschiedene Ursachen und Gründe ausfindig machen, die sozialwissenschaftlich und psychologisch erklärt werden können. Ich wollte die Auseinandersetzung mit diesen Forschungen zum Anlaß nehmen, um eine normative Theorie der Legitimation der Zuschreibung von Verantwortung zu entwickeln. Mit Unterstützung von Frau Bottomley und ihren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen in der Bibliothek konnte ich in großem Umfang amerikanische Forschungsliteratur heranziehen, die mir in Frankfurt nicht zugänglich war. Infolgedessen wuchs dieses Kapitel über die ursprünglich geplanten Dimensionen weit hinaus. Beim Schreiben wurde mir allerdings immer klarer, daß mir der zusammenfassende Bezugspunkt fehlte, unter dem ich die vielen Gesichtspunkte, die bei der Zuschreibung von Verantwortung eine Rolle spielen (Absichten, Einstellungen usw.) ordnen könnte. Ähnlich ging es mir bei dem großen dogmenhistorischen Kapitel, in dem ich die Veränderungen

in der Semantik des strafrechtlichen Schuldbegriffs nachzeichnen wollte. Auch hier kam ich über die Details nicht hinaus. Das wäre aber notwendig gewesen, um eine normative Theorie zu entwickeln.

Mit diesen Problemen im Kopf hielt ich meinen Vortrag im Dienstags-Kolloquium. Martha Mundy fragte mich während der Diskussion, ob es nicht so sehr auf die Veränderungen der einzelnen Aspekte des Schuldbegriffs ankäme, sondern auf die sich ändernden Personenbegriffe. Diese Frage, die sie in einem späteren Gespräch noch mit Hinweisen auf entsprechende Arbeiten von Mary Douglas untermauerte, erwies sich als „mäeutisch“ im besten Sinne: Sie brachte meine unklaren Überlegungen auf einen deutlichen Begriff: Bei der Zuschreibung von Verantwortung geht es stets zugleich um die Zuschreibung von Personenbegriffen, mit denen bestimmte Fähigkeiten und Eigenschaften unterstellt werden, nach denen die Gesellschaft entscheidet, ob und wie die Verletzung einer Norm zur individuellen Schuld zugerechnet wird. Für eine normative Begründung der Zuschreibung von Verantwortung bedeutet dies, daß die Personenbegriffe legitimiert werden müssen. In einem demokratischen Rechtsstaat kann dies nur in reflexiver Weise geschehen. Die Bürger müssen selbst darüber entscheiden, wie sie sich als verantwortliche Rechtspersonen verstehen wollen, welche Anforderungen sie gegenseitig an sich richten, wenn sie die Befolgung von Normen erwarten. Im Laufe der folgenden Wochen wurde mir klar, daß es einen internen Zusammenhang zwischen der Legitimation von Normen und dem Schuldbegriff gibt, der sich über den Begriff der Person herstellt. Damit ordneten sich nun die disparaten Teile meiner Arbeit. Diese neu gewonnenen Einsichten habe ich dann gleich in einem Vortrag verarbeitet, den ich auf einer vom Einstein-Forum Potsdam veranstalteten Tagung über Amnestie gehalten habe. Eine demokratische Gesellschaft, so meine These, könne zwar auf Strafe verzichten, nicht aber auf die öffentliche Feststellung der Schuld einer Person.

Eine weitere Folge davon war, daß mir nach der Lektüre der ethnologischen Arbeiten klar wurde, wie viele verschiedene Personenbegriffe es in verschiedenen Kulturen gibt. Also fragte ich Robert Harms bei einem unserer nächsten Frühstücksgespräche gleich danach, wie in den ihm bekannten afrikanischen Gesellschaften Verantwortung zugeschrieben werde: Dort, wo es noch starke Verwandtschaftsbeziehungen gebe, wo noch keine subjektiv-individuellen Rechte anerkannt seien, werde die Verantwortung für manche Normverletzungen auf die Verwandtschaft verteilt, was sich auch bei der Haftung auswirke — man stehe für den Verwandten ein. Also erwies sich auch hier die Hypothese als tragfähig: Die Zuschreibung von Verantwortung korreliert mit dem Begriff der Person.

Nach diesen Erfahrungen verlor sich meine Beunruhigung über die immer noch unfertige Arbeit. Ich hatte neue Perspektiven für mein Thema gewonnen, die mich souveräner mit dem komplexen Stoff umgehen ließen. Belastend war jetzt nur noch der äußere Druck, schnell mit einem Projekt fertig zu werden, das ich nun schon mehrere Jahre lang mit mir herumschleppte, und jenes deutsche Unikum des Habilitationsverfahrens zu durchlaufen, um die Ungewißheit über die berufliche Zukunft zu beenden. Es gelang mir immerhin, den Text so weit voranzubringen, daß es nach meiner Rückkehr aus Berlin keiner sehr langen Zeit mehr bedurfte, um ihn abzuschließen.

Nachdem ich meinen anfänglichen Widerstand aufgegeben hatte, machte ich so viele neue Erfahrungen, daß ich sie noch gar nicht zu ordnen vermag. So müssen Beispiele genügen: Die vielen Gespräche mit Issaka Bagayogo auf dem Zimmerflur oder in der Teeküche und unsere mehrmaligen gemeinsamen Besuche der großen Afrika-Ausstellung im Gropius-Bau. Ich lernte von ihm etwas über die Bedeutung und den Kontext der Gegenstände, vor allem der verschiedenartigen Statuen. Was ich nicht wußte, war die besondere Bedeutung derjenigen Statuen, die gleichsam die „Identität“ eines Individuums verkörpern — von dieser Statue gibt es nicht mehr als ein Exemplar. Was für eine eigentümliche Kontrasterfahrung war es dann im Schloß Tegel, die vielen Gipsabgüsse antiker Statuen zu sehen, mit denen Wilhelm von Humboldt sein Schloß vollgestellt hatte. Waren das nicht zwei verschiedene Einstellungen zu Statuen — eine ästhetische und eine existentielle? Mir wurde die ästhetische Einstellung zum ersten Mal fragwürdig — jedenfalls war mir klar geworden, daß sie nicht die einzig mögliche ist und daß sie im Blick auf die Antike vielleicht überhaupt ganz unangemessen ist. Darüber konnte ich dann gleich mit Pierre Judet de La Combe sprechen.

Während ich an der Philologen-Arbeitsgruppe zu Beginn in dem Zwiespalt zwischen eigener Neigung und Sorge um den damit verbundenen Zeitverlust teilnahm, erwies sich auch hier sehr bald, daß meine Neugier mich auf den produktiven Weg wichtiger Erfahrungen getrieben hatte. Ich wurde zu einem kleinen Vortrag über das Verhältnis von Scham und Schuld animiert, über den ich später noch lange mit Issaka sprach, der mich auf die Gemeinsamkeiten des Schamverständnisses der homerischen Helden und der Helden in der Epik der Mali-Kultur aufmerksam machte.

Schließlich bleiben noch die vielen Gespräche mit Norbert Frei zu erwähnen, mit dem ich gleichsam einen gemeinsamen generationsspezifischen Erfahrungshorizont teile. Er holte mich immer wieder aus meiner selbstgewählten Isolation heraus, um mit mir um den Grunewaldsee zu joggen oder am Abend etwas zu unternehmen. Wir über-

standen gemeinsam jene unangenehme Phase im Januar, in der wir uns beide auf einen Bewerbungsvortrag an einer Universität vorbereiten mußten. Und ohne die vielen Begegnungen mit Ulrich Haarmann wäre mir der Islam immer noch ein Phänomen, dem ich interesselos gegenüberstände. Ein ganz besonderer Lernprozeß waren schließlich die nächtlichen Currywurst-Essen am „Stutti“ mit Bernd Herrmann, vor allem im Januar bei ca. vier Grad Kälte.

Das waren die „Lernprozesse“, die wohl in einen Arbeitsbericht gehören. Nur andeuten mag ich, daß ich dabei nicht nur, wie ursprünglich erwartet, ein paar nette Menschen kennengelernt, sondern Freundschaften geschlossen habe. So war es ein sehr trauriger Augenblick, als ich mich vom Wissenschaftskolleg verabschiedete.